



MELANIE VOGLTANZ

BACKSTAGE

TOTE GEBEN KEINE ZUGABE



o/ohneohren
VERLAG

BACKSTAGE

TOTE GEBEN KEINE ZUGABE

Leseprobe

Melanie Vogltanz

o/ohneohren
VERLAG

© 2024 Verlag ohneohren, Ingrid Pointecker, Wien
www.ohneohren.com
1. Auflage

Autorin: Melanie Vogltanz
Coverillustrationen: Narcis Parfenti, warmtail | Adobe Stock
Innenillustrationen: tettygreen | Adobe Stock
Lektorat: Lena Richter, lenarichter.com
Korrektorat: Verlag ohneohren
Redaktionelle Bearbeitung: Birgit Schwäbe

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und/oder des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Alle Personen und Namen in diesem Buch sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.



ALBUM I
LIVE AND LET DIE

Rather be dead than cool.

Kurt Cobain

INTRO: DYING

Sterben?

Sterben ist wie das Ende eines fetten Gigs. Davor ist da all diese Anstrengung, das Adrenalin, der Lärm und das ganze Geschrei, und es stinkt. Da sind viele grelle Lichter, die dich blenden, und du schwitzt und zitterst und hast deinen Körper nicht mehr so gut unter Kontrolle. Vielleicht machst du sogar ein bisschen ein, vor allem, wenn du viel Chemie im Blut hast. Scheiße, das kommt vor – viel öfter, als man glaubt. Aber du hältst irgendwie durch, denn zum Teufel, das bist du deinen gottverdammten Fans schuldig.

Dann endet der letzte Song, und die Erschöpfung schlägt mit aller Härte zu. Dein Körper ist plötzlich doppelt so schwer, aber eigentlich spürst du ihn gar nicht mehr. Die Schreie entfernen sich, die Lichter gehen aus.

Du verbeugst dich ein letztes Mal oder reckst deinen Mittelfinger in die Höhe, was auch immer dein Ding ist.

Und dann – *Zack*.

Zappenduster.

Vorbei.

Ende der Vorstellung.

Zumindest denkst du das. Denkst, dass es das Ende von allem ist.

Aber dann – *Whamm!*

Backstageparty.

Genau so fühlt sich Sterben an.

TRACK I: HUFFIN' AND PUFFIN'



Der Schweiß spritzte von meinen Haaren und funkelte im prallen Licht der Scheinwerfer, als ich meinen Kopf in den Nacken schleuderte und den letzten Akkord auf meiner Gibson anschlug. Der Bass vibrierte in meinen Eingeweiden. Dröhnend verhallte die finale Strophe von *Bring Me Down*, unserem traditionellen Exit-Song. Die Fans, eine schwarze, brodelnde Masse zu meinen Füßen, verglühten in einer Explosion kreischender Begeisterung.

George, Bite, Steve und Jegor traten mit mir an den Bühnenrand. Ich formte mit Zeige- und kleinem Finger die Pommesgabel und reckte den Arm in die Höhe, tat so, als würde ich meinen Blick über das tosende Meer von Anhängern unter mir schweifen lassen, obwohl ich in Wahrheit viel zu stark von den Scheinwerfern geblendet wurde, um irgendetwas zu erkennen. Die Geste verfehlte ihre Wirkung nicht, der Jubel brandete erneut auf.

„DANKESCHÖN!!!“, brüllte ich ins Mikro, das in dieser Nacht schon einiges von meinem Speichel geschluckt hatte. „Ihr seid der Hammer!“

George verteilte die üblichen drei Plektren in der Menge, Bite warf ihre Drumsticks. Dann setzte ein vielstimmiges überdrehtes Kreischen ein, als ich meine Gitarre ablegte, mein schweißgetränktes Hemd über den Kopf zog, zu einem Ball zusammenknüllte und ins Publikum schleuderte. Ich glaubte, zu sehen, wie ein Handgemenge um die begehrte Trophäe ausbrach, könnte es aber nicht beschwören. Das Management hatte mir dazu geraten, das nicht mehr zu machen. Nach dem Auftritt, bei dem die Kleine mit dem Rettungswagen aus der

Konzerthalle gefahren werden musste, weil ihr eine übereifrige Schlampe bei dem Versuch, an mein Shirt zu kommen, das Nasenbein zertrümmert hatte, galt das als „zu gefährlich“, aber drauf geschissen. Die Fans liebten es. Und sollte wieder mal jemand verletzt werden, würde ich es einfach so machen wie das letzte Mal: den Pechvogel im Krankenhaus einen Besuch abstatten und zum glücklichsten Menschen auf diesem Kackplaneten machen. Ich kenne einige Jungs, Mädels und noch einige dazwischen oder abseits davon, die sich für dieses Privileg mit Vergnügen weit mehr brechen würden als ihre Nasen.

„Dankeschön!“, brüllte ich noch einmal. „Scheiße, ich liebe euch wie verrückt, Leute! Und jetzt – verpisst euch!“

Meine rituelle Verabschiedung wurde erneut von frenetischem Jubel empfangen, der uns bis hinter die Bühne begleitete. Wie immer, wenn der Adrenalinrausch nach einem Auftritt nachließ, fühlte mein Kopf sich ungewöhnlich leicht an. Ich wankte und lief fast gegen Anita, unsere treue Roadie, die mit Handtüchern bereitstand. Ich nahm ihr eines ab und wischte mir den Schweiß vom Gesicht und dem nackten Oberkörper.

Neben mir stieß Bite ein lang gezogenes „Wuhuuuu!“ aus. Auch sie schnappte sich ein Handtuch und rubbelte sich damit durch die stoppelkurze Nicht-Frisur, die sie wie eine haargewordene Lesbian Flag als sichtbares „Girls I’m gay“-Symbol in die Welt trug. Aus ihrer letzten Band war sie rausgeflogen, nachdem sie sich geweigert hatte, ihr Image zu ändern, um den hetero Typen unter den Fans zu signalisieren, dass sie Fickmaterial wäre. Bullshit, wenn du mich fragst – denn die bi Ladys und Lesben lagen ihr zu Füßen, und für die machten wir unsere Musik genauso. Und niemand bearbeitete die Doublebase mit derselben Härte wie Bite. Bei so einem Talent hätte ihrer Exband auch egal sein können, wie sie aussieht. Aber ihr Verlust, unser Gewinn!

Anita warf mir ein gekühltes Lager zu, das ich mit beiden Händen auffing. Ich riss es auf, nippte den übersprudelnden Schaum vom Rand der Dose und stürzte den Inhalt dann in einem langen Zug hinunter. Die prickelnde Kühle war Balsam auf meiner wund gesungenen Kehle.

„Das war grandios“, befand Steve und wischte sich den Schweiß von der hohen, glänzenden Stirn. „Hört ihr das? Die beruhigen sich gar nicht mehr.“

„War okay, schätze ich“, sagte ich.

„Nur okay?“, versicherte Steve sich. „Meinst du das ernst?“

Ich zerdrückte die Dose, warf sie in den Müllsack und nahm mir ein neues Bier aus der bereitstehenden Kühlbox. Ich klemmte sie unter dem Kinn ein, zog mich mit beiden Armen auf einen der herumstehenden Equipmentkoffer und schlug die in schwarzes Leder gehüllten Beine übereinander. Dann sah ich auf meine Bandmitglieder hinab. „Es wäre besser als okay gewesen, hätte Georgie-Boy bei *Busted and Dusted* nicht seinen Einsatz verpasst. Und nach dem zweiten Refrain völlig vergessen, welchen Song wir spielen, und irgendeinen Mist zusammengeklampft.“

Niemand widersprach, was mir zeigte, dass sie es ebenso bemerkt hatten. Aber natürlich hatte von ihnen keiner die Eier, das Kind beim Namen zu nennen.

„Aber das passiert eben, wenn man es nicht für nötig hält, zu den Proben zu kommen. Überrascht euch das etwa? Also, mich nicht.“

George wich meinem Blick aus. Seine Hände befragten die Dose, die Anita ihm gereicht hatte. „War doch nur ein Song, Cass. Wen juckt's?“

Ich stellte die Dose neben mir auf dem Koffer ab und zündete mir eine Zigarette an. „Ja, es war nur ein Song. Aber mit den anderen Fehlern, die du dir auf der Tour geleistet hast, waren es Dutzende Songs, die du verkackt hast. Du spielst die Leadgitarre, Mann, der Song steht und fällt mit deinem Riff.“

„Cass ...“

„Du hast mir versprochen, du kriegst deinen Scheiß auf die Reihe“, fuhr ich ihm ins Wort. „Und dann tauchst du beim letzten Konzert unserer Tour *so* auf.“ Demonstrativ deutete ich mit meiner Zigarette auf seine abgewrackte Erscheinung.

Meine Geste meinte nicht nur sein ausgewaschenes Shirt oder die löchrigen Jeans, sie meinte vor allem die Ringe unter seinen Augen, seine schlaffe, von Bartstoppeln übersäte Gesichtshaut, das fettige Haar – und natürlich die vernarbten Einstiche in seinen Armbeugen.

„Aber ich *bin* gekommen.“ Er wechselte die Dose von einer Hand in die andere. Er klang trotzig, wie ein kleines Kind. Und irgendwie war er über diese Stufe seiner Entwicklung auch nie hinausgekommen, obwohl er uns als Quoten-Boomer der Band allen zwanzig Jahre voraushatte.

„Deine Anwesenheit allein reicht aber nicht, Kumpel. Du musst auch abliefern. Denkst du, die Leute zahlen Eintritt, nur um deine Fickfresse zu sehen?“

„Ich streng mich an“, presste George hervor. „Wirklich, das kannst du mir glauben. Aber es ist ein Prozess, Cass. Das geht nicht von heute auf morgen. Du hast ja keine Ahnung, was mir das abverlangt. Der nächste Gig läuft besser, ich verspreche es.“

Noch so ein Versprechen. George ging damit ziemlich freizügig um, und ich war es leid.

Ich trank mein Bier leer und aschte in die Dose. „Kein Ding, Georgie. Kein Ding. Und weißt du was? Ich bin felsenfest davon überzeugt, dass der nächste Gig besser läuft.“

„Cassidy ...“, zischte Bite mahnend.

Ich hob die Stimme. „Denn das hier war deine Abschiedstour. Ich hab es einfach satt, andauernd den Kopf für dich hinzuhalten. Du hattest genug zweite Chancen. Wir suchen uns jemanden, der deine Gage auch wert ist. Jemanden, der *spielen* kann.“

Die Dose, die endlich Mitleid mit George gehabt und sich unter seinem Gefummel geöffnet hatte, rutschte ihm aus den Händen. Sprudelnd schäumte das Bier auf den Holzboden. Bretter, die die Welt bedeuten – am Arsch. Solange wir nicht darauf stehen, bedeuten sie einen Scheiß.

„Das ... das meinst du nicht ernst. Du verarschst mich doch!“ Die Ungläubigkeit in Georges Miene war beinahe komisch. Wäre ich nicht so wütend auf ihn gewesen, hätte ich vermutlich gelacht.

Sein wilder Blick wanderte von Bite zu Steve zu Jegor, krallte sich hoffnungsvoll an ihnen fest, als wären sie frei schwingende Rettungsringe, die ihn vor dem Absaufen retten könnten. „Aber das ist nur deine Meinung. Die anderen sehen das bestimmt nicht so! Oder? Oder?“

Bite räusperte sich unbehaglich und Steve starrte an die Decke, als wäre er unheimlich von dem dort verlaufenden Kabelwirrwarr fasziniert. Jegor murmelte „*Odnohuystvoenno*“ und nahm einen langen Schluck aus seinem Flachmann, den er immer in der Innentasche seiner Lederjacke aufbewahrte. Keine Ahnung, was das hieß, mein Russisch beschränkt sich auf Trink- und Anmachsprüche, aber vermutlich nicht *Ich liebe meinen Georgie, und wenn du ihn rauswirfst, musst du mich auch rauswerfen*.

„Wir wollten es dir *schonend* beibringen“, sagte Bite mit einem bösen Seitenblick in meine Richtung. „Hör mal, George, es ist doch nur zu deinem eigenen Besten. Die Touren sind nicht gut für deine ... Gesundheit. Du sagst es ja selbst, der Scheiß verlangt dir zu viel ab. Mach erst mal deinen Entzug zu Ende, und wenn es dir besser geht, reden wir noch einmal darüber.“

Da konnte man geradezu sehen, wie ein Gewitter in Georgetown aufzog – dunkle Wolken, die seine Züge überschatteten. Hagel, Blitz und Donner in seinen glasigen Augen. Ein Sprühregen von Speichel begleitete seine krampfhaft hervorgestoßenen Worte: „Ihr könnt mich nicht einfach rauswerfen! Ohne mich gäbe es diese beschissene Band

doch gar nicht! Ich hab sie gegründet, verdammte Scheiße! Ohne mich seid ihr nichts! *Gar nichts!*“

Nun konnte ich es nicht mehr zurückhalten. Ein bitteres Lachen brach aus mir hervor. „Ohne dich?“ Ich nahm einen langen Zug von meiner Zigarette. „Als du die *Razor Scales* gegründet hast, waren sie nichts weiter als eine Garagenband. Gigs auf Schulfesten und Kirchenveranstaltungen, heilige Scheiße! Wirklich abgehoben sind die *Scales* erst, als ich dazukam und den Karren aus dem Dreck gezogen habe. Sieh dich mal um! Glaubst du wirklich, es ist Zufall, dass du der einzige Loser bist, der noch von der ursprünglichen Gang übrig ist? Petie und Ginger und Clark – niemand mehr da. Das liegt daran, dass ihr niemals das Zeug zu wahrer Größe hattet, keiner von euch. Du hattest kein Gespür für Erfolg, und du hast auch kein Gespür für Musik.“

Auf Georges sonst wachsblassen Wangen prangten hektische rote Flecken. „Ich leg dich um, du miese, undankbare Sackratte!“ Er wollte sich auf mich stürzen, doch Jegor und Bite griffen gleichzeitig zu und hielten ihn an den Schultern zurück. Er hatte in den letzten Monaten eine Menge Gewicht verloren, und so war es ein Kinderspiel für die beiden, ihn festzuhalten. Vielleicht lag es auch daran, dass er tief in seinem Herzen ein beschissener Feigling war und sich gar nicht wirklich mit mir anlegen wollte. War auch gesünder für ihn.

Ich schnippte meine Kippe in meine leere Dose und legte demonstrativ den Kopf schräg. „Hört ihr das?“

Das Jubeln der Fans hatte sich zu einem einheitlichen Ruf verdichtet:

ZU-GA-BE!

ZU-GA-BE!

ZU-GA-BE!

„Klingt so, als wäre es Zeit für uns, zurück auf die Bühne zu gehen.“ Ich sprang von dem Equipmentkoffer und setzte geschmeidig auf dem Boden auf. Als ich an George vorbeiging, starrte er mich hasserfüllt an.

„Komm schon, Georgie, sieh's doch einfach positiv. Wer kann schon von sich behaupten, mit echten Rockstars gejammt zu haben? Ein verdammter feuchter Jugendtraum, der für dich in Erfüllung gegangen ist! Aber alle Träume haben eines gemeinsam.“ Ich nahm der sichtlich peinlich berührten Anita das wieder eingeschaltete Mikro ab und brüllte hinein: „*HABT IHR NOCH NICHT GENUG, IHR WICHSER?*“

Ein vielstimmiges Kreischen hob von der Tribüne an. Fünftausend Menschen, und jeder Einzelne von ihnen liebte mich.

Ich drehte mich wieder zu George um, deckte das Mikro mit einer Hand ab. „Irgendwann muss man aufwachen.“

Dann trat ich ins gleißende Scheinwerferlicht hinaus und badete im tosenden Jubel meiner Fans.



„Was ist schon Eigentum? Nicht mehr als ein gesellschaftliches, wandelbares Konstrukt, das außerhalb eines höchst begrenzten Zeitfensters und abstrakter geografischer Grenzen – unseres kulturellen Umfelds, wenn Sie so wollen – keinerlei Bedeutung hat. Nehmen Sie zum Beispiel den Tacker auf Ihrem Schreibtisch. Wem gehört der? Impulsiv würden Sie jetzt wahrscheinlich antworten: Er gehört mir. Er steht ja hier, in Ihrem Büro. Sie benutzen ihn täglich. Aber angenommen, Sie sind krank und eine Vertretung setzt sich an diesen Schreibtisch, würde sie den Tacker dann nicht ohne weiteres nachdenken gebrauchen? Haben Sie den Tacker persönlich gekauft, waren Sie in einem Laden für Büroartikel und haben Geld für Ware eingetauscht? Haben Sie einen Rechnungsbeleg, der bezeugt, dass Sie die uneingeschränkte Eigentümerin dieses BüROUTENSILS sind? Oder war der Tacker schon da, als Sie hier anfangen? Dann kann es doch eigentlich nicht Ihrer sein. Vielleicht ist es der Tacker Ihres Chefs, und Sie genießen nur ein Benutzungsrecht. Oder ist es der Tacker der

Sekretärin Ihres Chefs, die an einem ruhigen Tag eine Kiste mit Tackern für die gesamte Etage geordert hat? Aber nein, das kann auch nicht stimmen. Sie nutzen ihn ja, und alle, die in diesem Büro arbeiten würden, könnten ihn ebenfalls nutzen. Gehört der Tacker also Ihrem Büro? Kann ein lebloser Gegenstand einen anderen leblosen Gegenstand besitzen? Oder gehört er vielmehr der Institution, in dessen Auftrag er bestellt wurde?

Sie wollen die Augen verdrehen, ich sehe es ganz genau, aber ich meine das sehr ernst. Eigentum und Besitz sind etwas Fragiles, etwas höchst Wandelbares. Vor wenigen hundert Jahren war es in diesen Breitengraden absolut legal, wenn ein Mensch einen anderen besaß. Heutzutage völlig undenkbar, natürlich, aber damals selbstverständlich und von der Justiz abgesegnet. Menschen waren Ware, und der einzige Grund, warum sie das heute nicht mehr sind – hier, wohl-gemerkt, von anderen geografischen Breitengraden reden wir nicht –, ist eine Änderung in einem abstrakten Gesetzestext.

Ich sehe schon, das Thema ist Ihnen unangenehm. Okay, reden wir nicht über Sklaverei. Reden wir über den Tacker. Der Tacker enthält, sofern Sie ihn frisch aufgefüllt haben, knapp hundert Heftklammern. Sagen wir, es sind siebzig Stück. Der größere Teil dieser siebzig Stück, ich schätze grob sechzig Prozent, verbleibt bei Ihnen, hält Ihre Dokumente zusammen und landet in Ihrer Ablage. Das sind zwei- undvierzig Heftklammern für Ihre Ablage, zweiundvierzig Heftklammern nur für Sie und andere Nutzende Ihres Büros. Aber der kleinere Teil, die verbliebenen vierzig Prozent, also achtundzwanzig Heftklammern, landen bei Ihren Patient*innen. Papiere, Durchschläge, Formulare. Sie übergeben Ihren Patient*innen diese Heftklammern ohne jedes Ritual, ohne jede Form der Eigentumsüberschreibung. Sind das Geschenke? Für Geschenke bedankt man sich, das ist eine kulturelle Konvention, aber bedanken sich Ihre Patient*innen für die Heftklammern? Vermutlich nicht.

Oder sind Heftklammern Allgemeinbesitz und gehören von vornherein niemandem? Wäre es Diebstahl, würde ich eine ungeöffnete 1000er-Packung Heftklammern mitnehmen? Wie steht es mit einer angebrochenen Packung mit, sagen wir, dreihundert Stück? Einer einzelnen aufgebogenen Heftklammer, die Sie aus einem falsch getackerten Dokumentenstapel gelöst haben und die vergessen und einsam auf Ihrem Schreibtisch liegt? Wo verläuft die Grenze? Was bestimmt Diebstahl? Die Anzahl? Der Marktwert? Die Brauchbarkeit des Diebesguts? Die Intention der stehlenden Person? Und gelten in Ihrem Büro dieselben Richtlinien wie in einem Laden für Büroartikel?

Sie verstehen es noch nicht ganz, ich sehe schon. Gut, ein anderes Beispiel, um zu verdeutlichen, was ich Ihnen zu sagen versuche: Müll. Wem gehört mein Müll, den ich auf die Straße gestellt habe? Mir? Die Müllleute würden das wohl anders sehen, wenn ich ihren Wagen anhalte und sie bitte, etwas herauszuholen, das ich versehentlich weggeworfen habe. Gehört er also der Stadt, in dem Moment, in dem ich entscheide, dass es Müll geworden ist? Supermarktketten schließen ihren Müll in gut gesicherten Käfigen ein, damit Obdachlose ihn nicht durchstöbern und etwas herausholen können, er befindet sich in Supermarktbesitz, und Diebstahl von Supermarktmüll gilt juristisch genauso als Vergehen wie der Diebstahl von nicht weggeworfenen Lebensmitteln. Sie nutzen ihn nicht, sie brauchen ihn nicht, aber sie hüten ihn eifersüchtig, denn juristisch gesehen ist es ihr Eigentum.

Willkürlich. Irrational. Das ... das ist Eigentum.“ Ich faltete die Hände und schlug die Beine übereinander, einigermaßen zufrieden mit meinem Vortrag. Ich hätte noch stundenlang reden können, doch ich wusste auch, dass meine ausgedehnten Reden dazu neigten, die Geduld von Menschen überzustrapazieren, also versuchte ich sie zu vermeiden.

Doktor Rachel Milford lehnte sich mit einem Seufzen in ihrem Stuhl zurück, nahm den Tacker vom Tisch und warf ihn in die Schreibtischschublade. Flüsterleise schob sie die Schublade zu. „Ms. Lippold,

Sie sind nicht wegen Heftklammern oder Müll hier, sondern weil Sie in zwölf verschiedenen Kleinhandelsketten Produkte im Gesamtwert von 2300 Dollar entwendet haben. Zuletzt eine Flasche Parfüm im Wert von knapp 1000 Dollar, die Sie schließlich zu mir geführt hat.“

Ich presste die Lippen zusammen und starrte eine Weile wortlos auf den billigen Kunstdruck, der hinter Doktor Milford an der Wand hing. War das ein später Kandinsky? Ein Delaunay? Es fiel mir so schwer, all diese Werke der Moderne auseinanderzuhalten, die aussahen, als wären sie durch mit Babybrei beschmierte Kinderhände entstanden.

„Der Wert eines Objekts ist ebenfalls eine zutiefst willkürliche Angelegenheit, die ...“, setzte ich an, aber Milford hob rasch eine Hand und unterbrach meinen neuerlichen Monolog.

„Verzeihen Sie die Unterbrechung, Ms. Lippold, aber Sie lenken ab. Bleiben wir doch bitte bei Ihnen.“

„Bei mir?“ Der Gedanke behagte mir nicht im Geringsten. Ich, das war ein Thema, zu dem ich mir keine schützende Wand aus Informationen anlesen konnte.

Ich hatte nicht gewusst, dass diese harmlos aussehende winzige Flasche für fast tausend Dollar verkauft wurde. Wie sollte man so etwas ahnen? Ich bin in Verhältnissen aufgewachsen, die man sicherlich als bessergestellt bezeichnen kann, aber die Verhältnismäßigkeit war mir wahrlich schleierhaft. Wenn ich davor erwischt worden war, hatte ich die Angelegenheit meistens mit der Begleichung einer Geldstrafe aus der Welt schaffen können, aber bei meiner Anhörung vor zwei Monaten hatte das Gericht härtere Maßnahmen ergriffen. Aus geringfügigem Diebstahl war schwerer Diebstahl geworden, und aus mir offiziell eine Wiederholungstäterin.

Täterin. Das Wort schmeckte immer noch bitter und schal in meinem Mund.

„Ich bitte Sie, Ms. Lippold.“ Milford ergriff erneut das Wort, als ich nicht weitersprach, und bemühte sich augenscheinlich um ein

Lächeln. „Das ist nun unsere fünfte Sitzung. Wenn Sie immer wieder ablenken und rationalisieren, sobald wir an einen heiklen oder persönlichen Punkt kommen, werden Sie niemals Fortschritte machen. Und das wünschen Sie sich doch bestimmt.“

„Ich erfülle doch meine Auflagen.“

„Aber wir sind auch hier, um Ihren Leidensdruck zu verringern und Ihnen zu helfen.“

„Womit helfen? Es geht mir ausgezeichnet“, behauptete ich.

Milfords Miene wirkte zweifelnd, doch sie widersprach nicht. Stattdessen füllte sie den Raum zwischen uns mit einem Schweigen, das immer unangenehmer wurde, je länger es andauerte. Schließlich sagte ich: „Der finanzielle Schaden, den ich verursacht habe, ist durch die Diebstahlversicherungen der betroffenen Läden gedeckt. Dafür schließen sie solche Versicherungen ab. Außerdem habe ich gegenüber den Ladenbesitzer*innen bereits meine Bereitschaft erklärt, die Schadenssumme zu erstatten.“

„Und diese Bereitschaft ist auch einer der Gründe, weshalb Sie nun hier in meinem Büro sitzen und nicht in einer Zelle der *California Institution for Women*.“

„Ich weiß Ihren Einschüchterungsversuch zu schätzen, Doktor.“

Wieder seufzte Milford. Das tat sie häufig. Vielleicht lag das aber auch an mir. „Ich versuche Sie keineswegs einzuschüchtern, Ms. Lippold. Ich wünsche mir ein Miteinander, kein Gegeneinander. Dass Ihnen diese Sitzungen auferlegt wurden, muss nicht bedeuten, dass Sie nicht davon profitieren können. Sie sind doch eine intelligente Frau. Nutzen Sie Ihre Möglichkeiten.“ Sie lehnte sich vor. „Ich bitte Sie, das zu bedenken, wenn ich meine Eingangsfrage wiederhole: Erzählen Sie mir von Ihren ersten Diebstählen. Was bedeuten sie für Sie? Was lösen sie in Ihnen aus? Wie kam es dazu?“

Wie kam es dazu? Wie kommt es überhaupt je zu irgendetwas?

Die Figurine einer weißen Taube. Sie ist nicht einmal sonderlich hübsch, billiger Kitsch, den ich mir im Leben nicht in die Vitrine oder auf den Kaminsims stellen würde. Ich glaube, sie ist aus Porzellan, und die Pinselstriche von Acrylfarbe in ihrem Vogelgesicht und auf ihren Flügeln wirken linksisch. Ich blicke mich im Laden um. Als ich sehe, dass mich niemand beobachtet, fasse ich sie an. Nur mit den Fingerspitzen, sacht, ganz sacht. Vögel sind scheu, ich will sie nicht verjagen.

Ja, ich hatte recht. Porzellan.

Was tust du da?, fragt eine innere Stimme mit einer Mischung aus Ekel und Faszination. Sie ist schon einen Schritt weiter als ich, sie weiß bereits, was ich plane, bevor ich es selbst weiß. Du brauchst das Ding nicht. Und selbst, wenn es so wäre, du könntest es dir spielend leisten. Warum so viel riskieren für etwas so Lächerliches? Was, wenn sie dich erwischen? Willst du das?

Will ich das?

Wieder sehe ich mich um. Hinter mir ist eine alte Dame aufgetaucht, die ein Regal mit Gartenzwerge begutachtet. Sie blickt nicht in meine Richtung. Die Angestellte sitzt hinter der Kasse und füllt die Lade mit Kleingeld auf. Ich höre das Klimpern, als die kupfernen Münzen ins Fach rieseln, ein Geräusch, das ein seltsam wohliges Kribbeln in meinem Magen erzeugt. Wie kann etwas, das so wenig wert ist, so wunderschön klingen?

Ehe ich mich versehe, habe ich die Hand erneut nach der Taube ausgestreckt und sie in meine weite Manteltasche gesteckt. Ich drehe mich nicht um, als ich mit hoherhobenem Kopf aus dem Laden marschiere. In meinem Inneren tobt ein Sturm, mir ist heiß und kalt, das Adrenalin rauscht durch meine Adern, mein Magen fühlt sich an, als hätte ihn jemand mit prickelndem Schampus angefüllt. Ich erwarte, dass jeden Moment eine Stimme ertönt, ein scharfer Ruf, der mich zurückbeordert. Hey, was tun Sie da? oder ganz einfach nur Diebin!!! Denn das ist es, was ich bin. Eine Diebin.

Will ich das?

Aber niemand ruft nach mir, niemand hält mich auf, und als ich die erste Straßenbiegung hinter mich gebracht habe, merke ich, dass meine Hände schweißnass sind. Ein überdrehtes Lachen bricht aus mir hervor, und ich stelle fest, dass ich mich schon lange nicht mehr so lebendig gefühlt habe.

Bevor ich ein Taxi rufe, werfe ich die Taube in einen öffentlichen Müll-eimer. Ich höre, wie sie auf dem Grund des Eimers zu Bruch geht, und das Geräusch von brechendem Porzellan klingt wie das Klimpern der Münzen von zuvor.

Die gesamte Taxifahrt über klebt dieses seltsame Grinsen auf meinen Lippen – dieses Grinsen, das sich so fremd und deplatziert, aber auch so gut anfühlt ...

Ich will das.

„Ms. Lippold?“

Ich blinzelte, als würde ich aus einem langen, verwirrenden Traum erwachen. „Hm?“

„Ich habe Sie gebeten, mir von Ihren ersten Diebstählen zu erzählen“, erinnerte Doktor Milford. Sie erweckte den Anschein von professioneller Geduld, doch ich konnte hinter ihre Maske blicken, wusste, dass ich ein Ärgernis war, eine Belastung, unbequem. Wir erfüllten hier beide eine unangenehme Pflicht.

„Da gibt es nicht sonderlich viel zu erzählen. Sie wissen doch, was man sagt: Gelegenheit macht Diebe.“

„Liebe.“

„Was?“

„Liebe“, wiederholte Milford betont. „So geht das Sprichwort. Gelegenheit macht *Liebe*.“

„Ach, sagt man das?“ Mein Blick hatte sich auf der roten Korallenkette um den Hals der Therapeutin verfangen. Sah kostbar aus, vielleicht ein Erbstück. Was brauchte es wohl, damit sie die Kette ablegte, für einen Moment unbeobachtet ließ? Und was würde sie tun,

käme sie nach einem Tag langer, ermüdender Sitzungen nach Hause, nur um vor dem Spiegel im Badezimmer festzustellen, dass das Schmuckstück fehlte? Würde sie mich verdächtigen? Anschließend von ihrem schlechten Gewissen gequält werden, weil sie gleich an die kleptomanische Patientin dachte, wenn etwas abhandenkam? Oder würde sie mich an eine Kollegin weiterreichen? Vermutlich nicht ohne Weiteres, nicht ohne Beweis. Und den würde ich ihr niemals liefern. Ich würde sie in ihrer eigenen Unwissenheit schmoren lassen.

„Kuriose Behauptung. Gelegenheit macht vielleicht Sex, der dann unangenehme Verpflichtungen nach sich zieht, aber ganz bestimmt keine Liebe.“ Ich räusperte mich und warf einen Blick auf meine Armbanduhr. „Sieht so aus, als wäre unsere Zeit um. Schön, dass wir darüber gesprochen haben. Wenn Sie mich jetzt entschuldigen würden, ich habe noch einen dringenden Termin. Bis nächste Woche, Doktor.“

„Warten Sie noch einen Moment ...“

Ich tat so, als hätte ich Milford nicht gehört. Nicht übereilt, sondern langsam, bedächtig, zog ich die Bürotür hinter mir zu.

TRACK 2: BRING ME DOWN



„*Sa sdorowje!*“, dröhnte Jegor mit seiner tiefen Donnerstimme, die sich so geil für die Background-Vocals machte.

„*Sa sdorowje!*“, brüllten wir zurück und leerten unsere Gläser in einem Zug.

Die Stimmung war auf dem absoluten Höhepunkt. Die letzte Tour des Jahres war zu Ende gegangen. Wenn wir danach noch alle standen, war das jedes Mal ein Grund zum Feiern. Aber diesmal war es etwas Besonderes. Diesmal verabschiedeten wir ein langjähriges Bandmitglied, steuerten das Schiff unseres Erfolges in einen weiten, unerforschten Ozean. Es würde eine Offenbarung sein, die Weltmeere ohne diesen Anker namens George zu besegeln, der uns ausgebremst, uns runtergezogen hatte. Das alles hätte ein trauriger Anlass sein können, aber ich würde keine Traurigkeit zulassen. Nach Tausenden von zurückgelegten Meilen, elf Gigs in fünf Bundesstaaten (und Kanada) und knapp vierzig Stunden *on stage* hatten wir uns alle ein Spektakel verdient – verdammt, sogar George, auch wenn er die ganze Tour über Scheiße gebaut hatte.

„Auf Georgie! Einen Wahnsinnsgitarristen, der eine Wahnsinnsband aus dem Nichts gestampft hat!“, schrie ich über den Partylärm hinweg, der uns umgab.

Ich ergriff George an der Schulter und presste mich an ihn, spürte seinen knochigen Körper an meinem. War das wirklich derselbe Mann, der vor fünf Jahren noch neunzig Kilo auf die Waage gebracht hatte und einen Bären zu Boden hätte ringen können? Nun musste

man aufpassen, dass er sich bei einer Umarmung keine Rippenfraktur zuzog.

„Wir lieben dich, Mann!“, brüllte ich ihm ins Ohr. „Es war eine geile Zeit! Vergiss uns nicht, wenn du clean bist!“

George murmelte etwas Unverständliches an meiner Brust, wahrscheinlich ein peinlich berührtes „Danke“.

Ich erhob mich schwankend von meinem Stuhl. Um nicht umzukippen, krallte ich mich an Georges Schulter fest. „Auf Georgie!“, wiederholte ich lauter, und der Toast wurde von den anwesenden Partygästen ringsum aufgenommen und zu mir zurückgeworfen. Es war, als wäre ich von einem Schwarm besoffener Papageien umgeben – ein grandioses Gefühl.

Jegor hatte unsere Gläser wieder mit Jack aufgefüllt. „*Sa sdorowje!*“, dröhnte er.

„*Sa sdorowje!*“, brüllten wir und exten.

Bevor ich mich wieder hinsetzte, sah ich mich in der Halle um. Unser Management hatte einen ehemaligen Schlachthof für unsere Aftershow-Party organisiert. Diese Location tief in den Eingeweiden von LA war in bestimmten Kreisen berüchtigt für ihre abgedrehten Undergroundpartys, aber heute gab es geschlossene Gesellschaft. Es war nur eine sehr begrenzte Anzahl an Tickets an reguläre Fans rausgegangen, fünf Stück, wenn ich mich richtig erinnere, die über Twitter und Instagram verlost worden waren. Alle übrigen Gäste waren geladene Größen aus dem Showbiz, die herkamen, um sich in unserem Ruhm zu sonnen und sich gepflegt abzuschließen, ohne lästige Paparazzi oder übergriffige Fans fürchten zu müssen. Ein Szene-DJ mit einem lächerlichen Namen, der gerade eine kurze Phase der akuten Berühmtheit genoss, spielte einen Rockklassiker nach dem anderen, während sich namhafte Film- und Broadwaystars und auch der eine oder andere verirrte Filmproduzent auf der Tanzfläche abstrampelten. Insgesamt waren fünf Bars in der weitläufigen Halle

verteilt, um für das notwendige soziale Schmiermittel zu sorgen, zusätzlich huschte ganz in Schwarz gekleidetes Personal im zuckenden Diskolicht herum und nahm Bestellungen entgegen. Ich schätzte die Zahl der Anwesenden auf etwa fünfzig. Das zählte in unserem Metier als gemütliches Beisammensein. Die Security hielt sich im Hintergrund und an den Eingängen. Nur von Zeit zu Zeit blitzte eine bullige Silhouette im Anzug mit Headset zwischen den feiernden Hollywoodsternen auf, in den beschwipst wallenden Wogen unserer Party standhaft wie Wavebreaker.

„Was ist los, Cass?“ Bite lachte. „Sind dir da oben die Ansprachen ausgegangen? Setz dich zurück auf deinen Arsch, bevor du dir wehtust, du Dramaqueen!“

Ich erwiderte das Lachen gutmütig und folgte Bites Anweisung, doch tief in meinem Magen spürte ich einen heißen Stich der Wut darüber, dass sie mir sagte, was ich tun sollte. Es gab nichts, das ich mehr hasste, als herumkommandiert zu werden.

Obwohl ich ein erstklassiger Schauspieler bin, musste Steve wohl etwas von meinen Vibes aufgefangen haben, denn er lachte ebenfalls – allerdings deutlich nervös – und wandte sich an George, als wollte er vom Thema ablenken. „Erzähl mal, George. Was hast du für Pläne mit deinem Leben, jetzt, da du dem goldenen Käfig entflohen bist? Keine Studiotermine, keine Proben, keine wochenlangen Touren mehr ... Süße Freiheit, richtig? Ich muss ehrlich sagen, ich bin fast ein wenig neidisch.“

„Wir können ja tauschen“, meinte George.

Steve lachte wieder. Ich war mir nicht sicher, dass es ein Scherz gewesen war.

Ich zündete mir eine Zigarette an und starrte demonstrativ desinteressiert in die entgegengesetzte Richtung, zur Tanzfläche, wo Hollywoodschauspielerin Jessica DeGiorgia sich so eng an den Produzenten T. T. Berger schmiegte, als wäre sie ein Handlotionprobchen.

„Erst mal stehen siebzig Tage Entzugsklinik an“, fuhr George fort.

„Danach ... keine Ahnung. Vielleicht fahre ich zurück nach Hause, sehe mal, was mein Sohn so treibt. Falls Monica mir die Tür aufmacht.“

„Du hast einen Sohn? Ich dachte, du hättest nur eine Tochter. Wart ihr seither etwa wieder fleißig?“, fragte Steve nach.

„Versuch mal mitzuhalten, Stevie“, brummte ich. „Georgies Reproduktionsversuche interessieren mich einen Scheißdreck, und selbst ich weiß, dass sein Kind nicht mehr seine *Tochter* ist.“

„Niemals war“, wandte Bite ein.

„Ja, richtig. Von mir aus.“ Für gewöhnlich reagierte ich nicht so cool darauf, verbessert zu werden, aber in dem Fall ließ ich es durchgehen. Georges selbstverständliche Akzeptanz für seinen Sohn war eines der wenigen Dinge, für die ich das Fossil respektieren konnte. Ich hatte da schon ganz andere Typen kennengelernt. Ein mieser Dad war er trotzdem. Das war ein weites Feld.

„Von deiner Abfindung kannst du dem Junior einen Haufen Baseballhandschuhe kaufen“, ergänzte Bite.

„Er ist sechzehn“, sagte George. „Aber klar. Wieso nicht? Eine LKW-Ladung Baseballhandschuhe, auf der er seinen kleinen High School-Schwarm flachlegen kann. Einen für jeden Geburtstag, jedes Weihnachten und jede Schulveranstaltung, die sein Daddy verpasst hat. Damit sollten wir wieder quitt sein, was?“

„Wie heißt dein Sohn?“, wollte Bite wissen.

„Ähm ... Ryan ... ich meine, Rick. Ja. Rick. Ganz sicher.“

Und da hatten wir es schon. Akzeptanz war nur die halbe Miete, eigentlich das Minimum. Und nicht mal das kriegen sie manchmal hin. Ist wohl so ein Elternding.

Ich riss meinen Blick von DeGiorgias Verschmelzungsversuch mit dem aktuell führenden Filmmagnaten los. „*Kondome, Mann*“, sagte ich betont und blies einen Rauchring an die Decke. „Schon mal davon gehört? Viel billiger als kleine Bastarde, und auch weit weniger kompliziert. Ein benutztes Gummi musste ich noch nie bei einem

miesen Baseballspiel anfeuern oder bei einem Disziplinarverfahren rausboxen oder irgendso'n Scheiß.“

„Du solltest Werbespots für Verhütungsmittel drehen, Cassidy“, befand Steve.

Ich grinste selbstzufrieden.

„Ich könnte mir gut vorstellen, so ein kleines Mini-Me zu adoptieren, wenn ich mich zur Ruhe setze“, erklärte Bite. „Oder vielleicht künstliche Befruchtung. Dann hätte der Fratz auch Gene von mir.“

„Wozu künstlich?“, fragte ich neckisch. „Ich würde das gratis für dich erledigen, ganz ohne Wartezeit.“

„Ich würde deinen widerlichen Saft nicht mal in meiner Möse wollen, wenn du mich dafür bezahlst“, konterte Bite. „Ich weiß, wo dein Schwanz schon überall war. Die Unterseiten mancher Bussitze in Downtown sind hygienischer.“

Steve und Jegor lachten gehässig.

„Ha ha, unheimlich witzig“, knurrte ich. „Als würde ich ernsthaft ein Kind mit dir produzieren wollen! Bei deiner hässlichen Visage könnten nicht mal meine Gene mehr etwas retten.“

„Bis du in Rente gehst, bist du sicherlich weit über vierzig“, mischte Steve sich ein und rückte gewichtig seine Brille zurecht. „Da bist du sowieso bereits weit außerhalb des gebärfähigen Alters. Zumindest des Alters, das für ein gesundes Kind und eine reibungslos ablaufende Geburt empfohlen wird. Das wäre eine Risikoschwangerschaft.“

„Aber adoptieren könnte ich selbst noch mit sechzig!“, protestierte Bite.

„Und wenn du dann einen Zahn in der Wohnung findest, weißt du nicht, wem er aus dem Mund gefallen ist – dir oder dem Mini“, warf Jegor ein.

„Ihr seid alle Spielverderber“, sagte Bite. „Anstatt dich über mich lustig zu machen, solltest du lieber nachtanken, Jegor. Wir sitzen hier auf dem Trockenen!“

Jegor hielt die Flasche Jack hoch und schwenkte sie demonstrativ. „Is leer.“

„Dann schaff Nachschub ran!“

„Mach's doch selber, Mamuschka.“ Jegor grinste, was seinen Worten die Schärfe nahm.

Er war schon ein verdammt attraktiver Kerl, unser Pianist, und hatte einen rauen Charme. Mit seinem Kinn hätte man Glas schneiden können, und er verfügte über die Muskeln eines Mannes, der weiß, wie man Holzscheite spaltet. Dann war da natürlich noch die Sache mit dem Klavier. Wenn man sah, was seine flinken Finger mit dem Keyboard machten, stieg einem schon mal die Hitze in den Kopf und zwischen die Beine. Nach der einen oder anderen erfolgreichen Tour (und der einen oder anderen Flasche Jack) war ich schon sehr knapp davor gewesen, mich an ihn ranzuschmeißen und mal die Wasser zu testen. Jegor wäre bestimmt nicht abgeneigt gewesen. Er war in die USA ausgewandert, nachdem sie ihn in seiner Heimat für seine Orientierung in den Knast hatten stecken wollen – wie im verfuckten Mittelalter. Und auch, wenn ich ihn selten mit Groupies sah, war er alles andere als prüde und nutzte das Land der Möglichkeiten ausgiebig. Aber Rumvögeln machte innerhalb einer Band nur Ärger. Ich war schließlich ein verfuckter Profi. Und wenn ich ihn so dümmlich grinsen sah wie jetzt, fiel mir das mit der Selbstbeherrschung deutlich leichter.

Ich drückte meine Zigarette aus und stemmte mich hoch. „Ich geh schon“, sagte ich, was mir einige erstaunte Blicke einhandelte. Für gewöhnlich war es nicht meine Art, den Laufburschen zu spielen, aber ich hatte das dringende Bedürfnis, von der Truppe wegzukommen. Ich wollte eine Party, kein verdammtes Kaffeekränzchen, bei dem wir uns über Größe und Füllmenge der Pickel unserer imaginären Enkelkinder austauschten. Wenn ich nicht etwas Abstand gewann, würde ich bald etwas sagen, das die Stimmung endgültig kippen ließ, und das hätte mich wohl selbst am meisten geärgert.

Ich wankte zur nächstgelegenen Bar und ließ mir drei Flaschen Single Malt geben. Das sollte uns durch die erste Hälfte des Abends bringen. Bevor ich mich auf den Rückweg zu unserer Sitzecke machte, schraubte ich eine davon auf und nahm einen ausgiebigen Schluck.

„Ich weiß, dass ich das dir zu verdanken habe, Cassidy.“

„Hm?“ Ich setzte die Flasche ab und wandte mich um.

Hinter mir stand George. Ich hatte nicht bemerkt, dass er mir von unserer Sitzecke aus gefolgt war. Ein wenig zittrig, aber mit trotzig emporgerecktem Kinn starrte er mir entgegen, ein gebeuteltes Sack voll Knochen. Seine Unterlippe bebte, als würde er gleich losheulen, doch das hatte wenig zu bedeuten und war mittlerweile normal für ihn.

„Was? Deine großzügige Abfindung?“, fragte ich. „Stimmt, das war mein Verdienst. Hab mich beim Management ganz schön für dich einsetzen müssen, Kumpel. Musst dich nicht bedanken. Ich weiß, was ich meinen Leuten schuldig bin.“

„Deinen Leuten, ja?“ George wischte sich mehrmals mit dem Handrücken über das unrasierte Kinn. „Glaubst du wirklich, du machst mir was vor? Du drängst mich raus, Cass. Drängst mich raus für deine Egoshow. Dabei verdankst du mir alles. Du warst ein Nichts, bevor ich dich in die Band aufgenommen habe.“

„Und du bist *jetzt* ein Nichts“, erwiderte ich ungerührt. „Witzig, wie das Leben so spielt, was, Georgie? Das nennt man Ironie. Schlag's im Wörterbuch nach.“

„Eines Tages wird man dich zur Verantwortung ziehen“, sagte George ernst. „Und dann gnade dir Gott.“

„Gott, hm? Ist das nicht der arme Kerl, dem ihr bei euren NA-Meetings die Schuld für euer verkacktes Leben in die Schuhe schiebt?“ Ich kicherte in mich hinein und nahm einen weiteren Schluck Whiskey.

Als George keine Miene verzog, sondern mich nur weiterhin düster anstarrte, stellte ich die Flaschen auf einen nahen Tisch und sagte ernster: „Pass auf, Kumpel. Die Sache ist sehr einfach. Du warst hier

mal der Boss, und das respektiere ich auch. Aber das ist Jahre her. Wir sind weitergezogen, und du – du bist in deinem verdammten braunen Matschloch stecken geblieben und da drin langsam verreckt. Das Management, das Plattenlabel, und auch die Band, wir alle waren sehr geduldig mit dir, aber wir können nicht die gesamte Show anhalten wegen eines drittklassigen Gitarristen, der an manchen Tagen so zugehröhnt ist, dass er nicht mal seinen Gurt über den Kopf kriegt.“

„Ich bin seit Monaten weg vom H!“ , protestierte George.

„Und dafür voll auf Methadon“, fügte ich hinzu. „Und wahrscheinlich noch auf massenhaft anderem Zeug. Hältst du mich für bescheuert, George? Ich hab Augen im Kopf. Das haben wir alle. Du bist noch nicht mal annähernd clean, du hast nur eine Droge gegen die andere eingetauscht. Die anderen sind zu höflich, um es dir zu sagen, aber die sind alle meiner Meinung, sogar die gute Bite, die sich mit ihrem Daddy-Komplex so rührend für dich einsetzt. Du bist eine Lachnummer. Ein widerlicher kleiner Parasit in unserem Pelz, der froh sein sollte, dass er überhaupt etwas kriegt, anstatt einfach unter meiner Stiefelsohle zu roter Pampe zertreten zu werden.“

Ich sah seinen Schlag schon lange vorher kommen. Seine Bewegungen waren quälend langsam und unkoordiniert, ein Effekt, der entweder vom Methadon oder irgendwelchem anderen Zeug herührte. Es kostete mich nicht einmal sonderlich viel Anstrengung, seine schlingernde Faust in der Luft abzufangen und ihm gleich darauf meinerseits ein fett belegtes Knöchelsandwich zu servieren. Schmerz zuckte durch meine Hand, als ich ihm die geballte Faust gegen die Nase wuchtete, aber es war ein süßer, befriedigender Schmerz. Fuck, danach hatte ich mich schon seit Jahren gesehnt!

George stöhnte dumpf auf und taumelte rückwärts. Der Kerl hatte den Stand eines Strohhalms und hätte mit Sicherheit das Gleichgewicht verloren, hätte ich nicht schnell die Hand ausgestreckt und ihn am Hemd gepackt.

Er presste sich beide Hände aufs Gesicht, durch seine Finger quoll Blut. Kein besonders hübscher Anblick.

„Eines Tages wirst du für alles bezahlen“, nuschelte George nasal. „Du bist nicht der unbesiegbare Wunderknabe, für den du dich hältst.“ Zumindest glaube ich, dass er das sagte. Durch seine Finger und all das Blut war er nicht so einfach zu verstehen.

„Hey, Hank!“

Mein Security-Chef, ein zwei Meter großer Kerl mit dem Körperbau eines Jugendstil-Kleiderschranks, materialisierte sich aus dem Nichts hinter uns. Wahrscheinlich hatte er uns schon lange vorher beobachtet, um einzugreifen, wenn die Sache eskalierte. „Boss?“

„Georgie ist hingefallen und hat sich die Nase blutig geschlagen“, sagte ich. „Hatte wohl einen zu viel. Sei doch so gut und begleite ihn zum Hotel. Am besten auf sein Zimmer. Wir wollen ja nicht, dass er sich noch mehr wehtut.“

„Wird gemacht, Boss.“ Er nahm George von mir entgegen, der immer noch versuchte, seine Hände zu Kompressen umzufunktionieren.

Lächelnd nahm ich die geöffnete Flasche Single Malt wieder auf und prostete Georges sich entfernendem Rücken zu. Als ich die beiden nicht mehr sehen konnte, nahm ich einen genüsslichen Schluck.

Hätte ich geahnt, wie recht George mit seinem Versprechen haben würde, hätte ich wahrscheinlich nicht so dämlich gegrinst.



Als ich ihn da so lehnen sah, in seinem Muscle-Shirt, das seine tätowierten Oberarme mit den deutlich sichtbaren Muskelansätzen zeigte, das blonde, lange Haar, das ihm bei seinen Fans den Beinamen „Fallen Angel“ eingebracht hatte, halb in seinem Gesicht, fühlte ich

mich für einen Moment in die Vergangenheit zurückversetzt. Es war fast wie damals, vor vier Jahren, als ich ihn zum ersten Mal hatte spielen sehen. Ich glaube, der Song hieß *Don't You Dare* oder *Just You Dare*, eine der alten Nummern, die noch aus Georges Feder stammten und für die sich nie ein Plattenlabel gefunden hatte. Schwer verständliche, wackelige Metaphern, die nur auf den ersten Blick tiefsinnig wirkten und irgendeine vage Botschaft über das Proletariat und die Privilegien der Mächtigen vermitteln wollten. Doch mit Cassidy Croakers trügerisch süßer Stimme gesungen, hatte das wirre, pseudopolitische Geschwurbel irgendwie ... Sinn ergeben. Ich hatte in diese in Kajal ertrinkenden Augen geblickt und einfach gewusst, dass der Junge groß rauskommen würde, wenn man ihn nur in die richtige Richtung schubste. Und dass ich eine Menge Geld mit ihm verdienen konnte, wenn ich meine Karten geschickt ausspielte.

Dass wir im Bett landen würden, war niemals geplant gewesen. Und alles, was danach gefolgt war, schon gar nicht.

„Fuck, was treibst du hier?“, riss mich eine nicht mehr ganz so süße Stimme aus meiner Nostalgie. Das jahrelange Rauchen und der Alkohol hatten ihr eine neue, rauere Textur verliehen. Absurderweise machte das seinen Gesang sogar noch besser und markiger. „Wie bist du an der Security vorbeigekommen? Du stehst ganz bestimmt nicht auf der Gästeliste.“

An seinem starken Zungenschlag hörte ich sofort, dass der große Cassidy Croaker sternhagelvoll war. Das überraschte mich nicht, es war Jahre her, dass ich ihn wirklich nüchtern erlebt hatte. Außerdem war das hier seine Party – so wie die ganze Welt zu seiner Party geworden war, seit seine erste Single die Charts gestürmt hatte.

Ich blickte auf ihn herab. „Du vergisst, dass ich deine Sicherheitsleute damals eingestellt habe. Nachdem unsere Zusammenarbeit beendet war, hast du dich nie damit abgemüht, nach neuem Personal zu suchen. Sie haben nicht vergessen, wer ihnen ihre Jobs besorgt hat,

und im Gegensatz zu gewissen anderen Anwesenden sind sie loyal und wissen, was sich gehört. Für gewöhnlich hätte ich nicht zu so drastischen Maßnahmen gegriffen, aber da du dich weigerst, meine Anrufe entgegenzunehmen, sah ich keine andere Möglichkeit mehr, als dich dort aufzusuchen, wo du mir nicht so leicht ausweichen kannst. Und als ich hörte, dass du gerade in der Stadt bist ...“

Cassidy brummte etwas Unverständliches. Nachdem er mehrmals vergeblich versucht hatte, sich in seiner Sitzecke aufzurichten, stützte er sich mit dem Ellbogen in eine Pfütze unbekannter Herkunft, legte den Kopf in seine Handfläche und seufzte. „Na schön, wenn du schon mal hier bist. Komm, setz dich. Nimm dir ‘nen Drink.“

Ich betrachtete pikiert die zahlreichen Flaschen und Gläser auf dem Tisch. In einem davon, das halb mit einer bernsteinfarbenen Flüssigkeit gefüllt war, lag ein Piercing-Ring auf dem Glasboden. Widerstrebend fragte ich mich, aus welcher Körperregion er wohl stammte.

„Danke, ich verzichte. Können wir irgendwo reden, wo es etwas ... privater ist?“ Mein Blick wanderte zu dem Pärchen, das in der gegenüberliegenden Sitzecke zugange war. Wenn ich mich nicht täuschte, war das die Zunge der Nachrichtenmoderatorin Tara Miller, die da im Rachen von Cassidys Drummerin Katelyn Ngyuen, besser bekannt als „Bite“, steckte. Wenn man den beiden so zusah, konnte man sich in etwa vorstellen, woher Bite ihren Spitznamen hatte.

Jegor Sergejewitsch Iwanow, Cassidys virtuoser Pianisten-Import aus Russland und die einzige Person in der Band, deren Blut im Schnitt einen höheren Promillewert aufwies als das Cassidys, lag neben seinem Frontmann halb auf dem Tisch. Er schnarchte laut genug, dass man es über die leicht beschleunigte Version von *Aces High* hören konnte, die aus den Lautsprechern plärrte. Aus seinem halb geöffneten Mund zog sich ein silbriger Speichelfaden.

Die anderen beiden im Bunde, George Paul und Stephen Shelby, waren nirgends zu entdecken. Wie ich George kannte, setzte er sich

vermutlich gerade auf dem Klo einen Schuss, und Steve ... Nun, Steve war der Einzige in der Band, den ich noch nie hatte einschätzen können. Durchaus möglich, dass ihn das wilde Treiben gelangweilt und er sich mit einer kommentierten Werkausgabe von Nietzsche in den Tourbus zurückgezogen hatte.

Im Großen und Ganzen schien sich seit meinem Fortgang nicht viel verändert zu haben. Es war fast wie in alten Zeiten.

„Alles, was du mir sagen willst, kannst du auch vor meinen Leuten sagen.“ Cassidy zündete sich eine Zigarette an und blies mir den Rauch ins Gesicht. Er wusste ganz genau, dass ich den Qualm hasste.

Ich unterdrückte ein Husten. Diese Blöße würde ich mir vor ihm nicht geben. „Schön. Wie du willst.“ Ich setzte mich neben Cassidy, klappte meine Aktentasche auf und zog eine Klarsichthülle mit Dokumenten heraus. Nachdem ich einige Minuten lang vergeblich nach einem sauberen Platz gesucht hatte, um sie sicher ablegen zu können, zupfte ich mehrere Servietten aus dem silbernen Serviettenspender auf dem Tisch und breitete die Papiere darauf aus.

„Es wird höchste Zeit, dass du unterschreibst, Cassidy.“

Cassidy warf einen wenig interessierten Blick auf die Papiere. „Was ist das für ein Müll?“

„Was wohl? Die Scheidungspapiere. Ich habe es satt, dir deswegen hinterherzulaufen. Also unterschreib endlich, damit wir beide unserer Wege gehen und die letzten Jahre vergessen können.“

„Ach ja. Das“, sagte Cassidy gleichgültig. Als wäre unsere Scheidung nicht von größerer Bedeutung, als den Hausmüll vor die Tür zu stellen. „Weißt du, um die Wahrheit zu sagen, ich hab mich noch nicht ganz entschieden, wie wir weitermachen werden.“

Ich ließ mich nicht von ihm provozieren. Mit Spielchen wie diesen hatte ich gerechnet. „Die Entscheidung ist bereits vor Monaten gefallen. Ich war bereit, die Sache still zu regeln, für dich, um dir weiteren Medienrummel zu ersparen. Aber auch meine Geduld kennt

Grenzen. Wenn du jetzt nicht unterschreibst, dann“, ich warf einen Blick zu Bite und der Nachrichtensprecherin hinüber, deren lustvolles Stöhnen es schwierig machte, sich zu konzentrieren, „werden das unsere Anwälte klären müssen. Willst du das wirklich? Willst du einen Prozess riskieren? Das hier muss nicht so laufen, Cassidy. Wir sollten das regeln wie vernünftige Erwachsene.“

Cassidy drückte seine Zigarette auf meinen Dokumenten aus.

„Das ist ... ja. Das ist wirklich *sehr* erwachsen von dir.“ Mit spitzen Fingern wischte ich die Asche vom Papier. Immerhin hatte es nicht Feuer gefangen.

„Glaub bloß nicht, ich würde dich nicht durchschauen.“ Cassidy grinste breit und nahm einen Schluck aus der Flasche auf dem Tisch. „Du willst mich immer noch. Ich sehe es dir an. Du bist fast wieder genauso ... unentspannt wie damals, als wir uns kennenlernten. Der Stock in deinem Arsch braucht dringend Gleitgel.“

„Und in dieser Metapher bist du das Gleitgel?“, erwiderte ich kühl.

„Gib es schon zu, Irene. Du beharrst doch nur auf dieser lächerlichen Scheidung, weil wir dich als Managerin gefeuert haben. Wir haben dein zartes Ego verletzt. Und jetzt kommst du aus der Sache nicht mehr heraus, ohne dein Gesicht zu verlieren.“

Ich schnappte nach Luft. Es fiel mir zunehmend schwerer, meine Contenance zu wahren. „Das ist absolut nicht das, was passiert ist!“ Wenn er unsere Trennung tatsächlich so in Erinnerung hatte, dann fragte ich mich ernsthaft, warum ich diejenige mit der gerichtlich verordneten psychologischen Betreuung war, denn ganz offensichtlich litt er an Wahnvorstellungen.

„Du willst zu mir zurück, Irene“, fuhr Cassidy fort. „Warum würdest du mich sonst stalken? Wegen den scheiß Papieren? Das glaubst du doch selbst nicht. Du willst nicht meine Unterschrift, du willst *mich* – und vielleicht kriegst du mich sogar, wenn du dir etwas Mühe gibst. Fuck, du weißt genau, wie geil ich nach einer erfolg-

reichen Tour werde. Ich nehme an, deshalb hast du dir diesen Zeitpunkt ausgesucht.“

Ich spürte, wie mir das Blut in die Wangen schoss. Nicht aus Verlegenheit, sondern aus blanker Wut. „Du ... du ...“

Du bist Profi. Vergiss das nicht. Also sei professionell.

Ich schloss die Augen. Atmete tief durch (und eine gehörige Menge Zigarettenqualm und Schweißdunst ein). Zählte langsam von zehn abwärts. Als ich die Augen wieder öffnete, fühlte ich mich wieder ruhig.

Ich zog einen Stift aus meiner Aktentasche und hielt ihn Cassidy hin. „Unterschreib. Jetzt. Das ist deine letzte Chance, das friedlich zu regeln. Wenn du dich weigerst, wird das hässliche Konsequenzen für dich haben, Cassidy. Ich scherze nicht.“

Er betrachtete den Kugelschreiber, als wäre er ein seltenes Sammelstück, das ich ihn zu beurteilen gebeten hatte. Schließlich sagte er im Tonfall eines freundlichen Vorschlags: „Schieb ihn dir in den Arsch, Irene. Dann hat der Stock darin Gesellschaft.“

Ich bekam keine Luft. Frustration hielt mich im Würgegriff, ich wollte schreien, um mich schlagen, irgendetwas tun, damit er mich endlich ernst nehmen würde, mir zuhören musste. Ich hatte nicht verdient, so behandelt zu werden.

Doch ich blieb beherrscht. Ignorierte den Sturm, der in mir tobte. Steckte den Kugelschreiber weg. Dann die Dokumente. Blickte kalt auf ihn hinab. „Ich habe dich gewarnt. Du hast dir eben keinen Gefallen getan, Cassidy.“

Er schnaubte und zündete sich eine neue Zigarette an. „Ich bin nicht wie du, Irene. Kein zerbrechliches Vögelchen, so verletzlich, dass ihm der kleinste Gegenwind die Flügel bricht. Du kannst mir gar nichts. Gar nichts.“ Wie sehr er sich irren sollte.

TRACK 3: AND STAY DOWN!



Mein Kopf dröhnte, als würde Bite eines ihrer berühmten Soli auf meiner Schädeldecke spielen, und in meinem Mund stand der saure Geschmack von Erbrochenem. Offensichtlich hatte ich die Nacht zuvor etwas zu hart gefeiert. Nichts Neues also. Aber irgendetwas war anders als sonst, anders als meine bisherigen Kater. Da war auch so ein ... *Druck* auf meiner Brust, ein Gefühl, als würden unsere gestapelten Equipmentkoffer auf meinem Torso stehen. Beklemmender Schmerz, der mich in eine rasch wachsende Panik versetzte.

Atmen ... Konnte nicht ... atmen ...

Dann war der Druck urplötzlich verschwunden, und mit ihm meine Kopfschmerzen. Um genau zu sein, fühlte ich rein gar nichts mehr. Man merkt erst, wie viele Signale der Körper einem für gewöhnlich schickt, wenn sie nicht mehr da sind. Die Zunge, die bewegungslos in der Mundhöhle liegt und auf ihren Einsatz wartet, das Streifen des Luftzugs durch die Wimpern, wenn man blinzelt, das Gewicht des eigenen Körpers, an dem die Schwerkraft zieht, der sachte Strom der Atemluft, der durch die Nasenlöcher weht ... All dieser Dinge wurde ich mir unnatürlich deutlich bewusst, als sie auf einen Schlag verschwanden.

Ich hätte gern meine Augen geöffnet, um zu sehen, wo ich mich befand, und so vielleicht zu begreifen, was mit mir passiert war – doch wenn man keine Augen mehr *hat*, ist das verdammt schwierig. Versteh mich richtig: Es war nicht so, als wäre ich in einer allumfassenden Dunkelheit gefangen. Um Dunkelheit wahrnehmen zu können, muss man immer noch *sehen*. Es war vielmehr eine Art

Nichts, durch das ich körperlos driftete. Versuch mal, dir das Nichts auszumalen: ein großes Loch im Gewebe der Realität, aber ohne das Gewebe drumherum. Nicht schwarz, denn schwarz ist ja eine Farbe, sondern das Fehlen jeglicher Farbe, und des Papiers, auf das man sie malen könnte. Tut dir schon die Birne weh? Dann kannst du dir ausmalen, dass ich es in diesem Moment für gut möglich hielt, dass sich mein Verstand verabschiedet hatte.

Keine Ahnung, wie viel Zeit auf diese Weise verging. Mein Zeitgefühl war ebenso im Arsch wie alles andere. Aber schließlich – vielleicht nach Minuten, vielleicht nach Jahren – konnte ich wieder etwas wahrnehmen.

Stimmen. Stimmen, die mir bekannt vorkamen.

Dann konnte ich auch wieder etwas sehen. Scheiße, diese Erleichterung! Und das, obwohl das Erste, was ich sah, die Hackfresse von George war. Und der sah richtig beschissen aus. Ich meine – *noch* beschissener als sonst, und das will etwas heißen. Sein Gesicht war fast grau, man konnte das Gespinst violetter Adern unter seiner Haut erkennen, und seine dunklen Tränensäcke wirkten schwer genug, um seinen Kopf zu Boden zu ziehen. Seine Nase war angeschwollen, und unter den Augen waren grün-gelbe Verfärbungen zu sehen – ein Andenken an unseren gemeinsamen Abschiedsabend. Seine Augen waren rot und verquollen. Man hätte denken können, dass er geweint hatte, aber wahrscheinlich hatte er sich nur einen Schuss gesetzt. Ich hatte ihm nie geglaubt, dass er sich vollständig vom Heroin verabschiedet hatte. Das ist kein Zeug, das man so leicht loswird, auch nicht mit Methadon. Einmal Junkie, immer Junkie.

George war nicht allein. Neben ihm stand Bite – und sie hatte ein Kleid an! Ich konnte mich nicht erinnern, Bite jemals in einem Kleid gesehen zu haben. Sogar ich hatte schon öfter Röcke getragen als sie. Ich hatte immer gedacht, das würde gegen die Genfer Butchkonvention verstoßen oder so was. Aber da war sie, in einem schwarzen, langen

Ding, das sie fast aussehen ließ wie die Femmes, die sie so oft abschleppte. Neben ihr, in einem dunklen Anzug, der gefährlich an den Nähten spannte, lehnte Jegor, seinen Flachmann in der Rechten und eine glimmende Zigarette im Mundwinkel. Eine weitere Person stand bei ihnen im Rund und hatte mir den Rücken zugewandt, doch der schlaksige Umriss und die billige Kaufhausfrisur konnten eigentlich nur zu Steve gehören. Da waren sie also alle versammelt, meine Truppe vollzählig. Was hatten die wohl zu tuscheln, so ganz ohne mich? Der Anblick behagte mir nicht. Zwei Dinge hasse ich wie die Pest: wenn mir jemand Anweisungen erteilt und wenn man mich ausschließt.

Ich hörte zwar ihre gedämpften Stimmen, konnte jedoch die genauen Worte nicht ausmachen. Eine Weile sah ich aus dem Abseits zu, wie sie sich unterhielten, dann ließ Jegor seinen Flachmann herumgehen. Mir fiel auf, dass Bite und George dieselbe schlichte, schwarze Krawatte trugen. Als der Flachmann einmal die Runde gemacht hatte und wieder zu Jegor zurückgekehrt war, drehte er ihn um und schüttete etwas auf das polierte Parkett. Bite führte Zeige- und Mittelfinger an die Lippen und reckte sie anschließend in die Luft. Rituelle Handlungen, die ich gut kannte. Sie opferten den Schnaps einem Kumpel, der abgekratzt war. Ich fragte mich, welche arme Sau es wohl erwischt hatte. Es konnte niemand sein, der uns nahegestanden hatte. Außerhalb der Band hatte keiner von uns ein nennenswertes Privatleben – es gab keine engen sozialen Kontakte, nur ein paar prominente Namen für unsere Vitamin-B-Liste.

Ich beschloss, mich zu ihnen zu gesellen, bevor sie den guten Schnaps völlig an die Toten verschwendeten und nichts mehr für mich übrig blieb. Obwohl meine Kopfschmerzen sich verflüchtigt hatten, wäre so ein kleiner Katertrunk jetzt genau das Richtige.

Ich schob mich zwischen Bite und Jegor, blickte von einer zum anderen. „Hey, Leute, was sollen die Trauermienen? Wer hat das Zeitliche gesegnet?“

Niemand beachtete mich, und das war seltsam. Vor allem war es ärgerlich. Schön, vielleicht waren sie aufrichtig in Trauer, aber das rechtfertigte noch lange nicht, dass sie mich ignorierten.

„Hey, ich hab euch was gefragt!“

Keine Reaktion. Bite rieb sich die nackten Oberarme mit den vielfarbigen Tattoos, als fröstelte sie.

„Wenn das ein Scherz sein soll, finde ich ihn nicht witzig.“ Ich versuchte, ihre Blicke aufzufangen, aber sie starrten ganz einfach durch mich hindurch, als wäre ich gar nicht anwesend. „Ist es wegen George? Er hat euch erzählt, dass ich ihm eine verpasst habe, was? Aber hat er euch auch erzählt, dass er *mir* zuerst eine kleben wollte? Das hat er nicht erwähnt, was?“

„Irre, wie plötzlich es kam, oder?“, sagte Bite. Ihre Stimme hatte einen heiseren Klang.

„Irre“, bestätigte Jegor.

„Man weiß nie, was das Universum für uns bereithält, bevor es uns trifft“, philosophierte Steve.

„Scheiße, wollt ihr mich verarschen? Er hat mich *attackiert!*“, schrie ich. „Fuck, seid nicht solche Arschlöcher!“

„Da wird einem erst bewusst, wie verwundbar wir alle sind“, fuhr Steve fort, nahm dem protestierenden Jegor die Zigarette aus der Hand und zog tief und schauernd daran. Soweit ich wusste, rauchte Steve nicht. Zumindest hatte ich ihn noch nie dabei beobachtet. Er räusperte sich mehrmals, als müsste er einen aufkeimenden Hustenreiz niederzwingen, dann ließ er sich den Glimmstängel bereitwillig wieder von Jegor aus der Hand nehmen. „Es hätte jeden von uns treffen können.“

„Nicht jeden“, verbesserte Jegor.

„Wollt ihr, dass ich mich entschuldige?“ Ich hörte selbst, dass ich nicht länger wütend klang. Stattdessen hatte sich ein flehender Ton in meine Stimme geschlichen. Scheiße, ich hasste es, ignoriert zu werden.

Das weckte richtig miese Erinnerungen in mir. „Schön. Schön, ihr habt gewonnen! Ich entschuldige mich bei George, wenn ihr dann aufhört, mich zu ghosten.“ Ich wandte mich an meinen Ex-Gitarristen, der bisher als Einziger geschwiegen hatte. Er weigerte sich, mich anzusehen, aber davon ließ ich mich nicht abhalten.

„Es tut mir leid, dass ich dich umgehauen hab. Okay? Ernsthaft. An dem Abend ist es mit uns beiden durchgegangen, Gefühle sind hochgekocht, es wurde von beiden Seiten Scheiße gelabert ... Ich hätte das nicht machen sollen und ich entschuldige mich. Und es wird ganz bestimmt nicht wieder passieren. Alles klar? Ist die Sache jetzt aus der Welt?“

George sagte nichts. Bei seinem verklärten Gesichtsausdruck bezweifelte ich, ob er mich überhaupt verstanden hatte. Mein anfänglicher Verdacht erhärtete sich. Offensichtlich war er wieder drauf. Ich gebe zu, in dem Moment war ich echt froh, ein Machtwort gesprochen und ihn offiziell aus der Band geworfen zu haben, bevor er zu zugedröhnt war, um zu kapiieren, dass er abserviert wurde.

Es war nicht so wichtig, ob er meine Entschuldigung mitbekam. Sie war sowieso nicht für ihn bestimmt, sondern für meine Leute.

Aber die machten immer noch keine Anstalten, irgendeine Notiz von mir zu nehmen.

„Du kannst mir auch eine verpassen, wenn’s dir dann besser geht“, bot ich in einem letzten Anflug der Verzweiflung an. „Ich halt sogar still. Ein Freistoß für dich! Wie klingt das, Georgie-Boy? Bloß nicht in die Eier, sonst hast du freie Auswahl. Komm schon, so eine Chance kriegst du nie wieder!“

„Man denkt immer, man hätte mehr Zeit“, sagte Steve.

Irgendetwas war hier mächtig faul. Und plötzlich lief es mir eiskalt den Rücken runter, als mir etwas Essenzielles klar wurde. Keine Ahnung, warum es mir nicht schon viel früher aufgefallen war.

Ich hatte keinerlei Erinnerung daran, wie ich hierher gelangt war.

Oder wo *hier* überhaupt war.

Ich kannte diesen Raum nicht. Das war keines unserer Hotelzimmer, keine unserer Bars, nicht unser Tourbus. Die Wände hatten eine teuer aussehende Holzvertäfelung. Da standen Blumen, und Kränze mit Kondolenzspruchbändern lagen herum. Die Rituale meiner Leute hatten mir bereits verraten, dass jemand gestorben sein musste, aber erst jetzt wurde mir bewusst, dass ich mich auf einer Gedenkfeier befand. Für eine Kapelle gab es nicht genügend religiöses Brimborium, ich tippte daher eher auf eine Art gemieteten Eventraum. So was hatten wir früher häufig benutzt, als wir noch um jeden Gig hatten betteln müssen.

Warum war ich hier? Wie kam ich hierher? Ich erinnerte mich nicht, in ein Taxi gestiegen und hierher gefahren zu sein. Um genau zu sein, erinnerte ich mich nicht einmal daran, heute aufgewacht und aufgestanden zu sein. Hatte ich mich angezogen, gefrühstückt, geduscht, mir einen runtergeholt? Fuck, ich hatte keine Ahnung. Ich wusste noch, dass ich auf der Aftershow-Party richtig abgegangen war, aber alles danach ...

„Leute“, sagte ich heiser. „Leute, ich meine es ernst. Bitte redet mit mir. Ich ... ich glaube, irgendetwas stimmt nicht mit mir. Irgendetwas stimmt nicht mit meinem *Kopf*. Hab ich ... hab ich was eingeworfen, hab ich einen üblen Trip, oder ...?“

Ich streckte die Hand nach Steve aus, wollte an seiner Schulter rütteln, ihn zu einer Reaktion zwingen – und meine Welt geriet aus den Fugen, als meine Finger widerstandslos durch ihn hindurchglitten, als wäre er nicht mehr als ein verdammtes Hologramm.

- ENDE DER LESEPROBE -

CONTENT NOTES - HINWEISE ZUM INHALT (NUR LESEPROBE)

- Alkohol
- Blut
- Drogen
- Emeto
- Gewalt
- Kleptomanie
- Körperflüssigkeiten
- Narben
- Nikotin
- Orientierungs-/Sinnesverlust
- Sex (erwähnt)
- Sklaverei (Einzel Erwähnung)
- Tod
- Vulgäre Sprache